Rhein und Düssel

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den „Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nro. 38 — Sonntag den 23 September — 1906

Maria Hendrina von Goch.

(4. Fortsetzung.) Novelle von Louise Schulze-Brück. (Nachdruck verboten.)

Hildegard stampfte zornig auf dem hartgefrorenen Boden: „Siehschte! 's is so wie ich sag! Zu dumm sin die Mannsleut! Die Tante Sette sagt aach immer Mannsleut sin nur halwe Mensche!“

Hendrina verstand sie nicht.

„Sei doch net so dumm! Siehschte denn gar net, was um dich erum passiert! Der Beert, so ä scheener Mensch, der kennt jede kriege! A Prinzessin kennt der kriege! Un do will er vun keiner was wisse, un . . .“

Sie brach kurz ab. „Komm, da kimmt schun der Zug.“

Sie lachte doch schon wieder leichtherzig. „Was for ä Hut werd dann heit die Tant Sette uffhawwe! Die hot der immer Türm uff! Ach, guck net so! 's is jo all egal, kriecht mer dä eine net, schadts aach nix. Der Himmel is bloo — is der ään fort, is der anner do! Um den Beert reißt mer sich aach dä Kopp net ab.“

Eine halbe Stunde später saßen sie alle um den Kaffeetisch in der Kajüte der „Maria Hendrina von Goch.“ Die Tante Sette erzählte und lachte. Ihren blauen Samthut mit vielen Federn hatte sie sorgfältig auf Hendrinas Bett gelegt.

„Du brauchscht net ze lache, Hildegard, üwwer mei Schappo,“ hatte sie gutmütig gesagt. „Alles, wie's for ein baßt. Wie ich eso alt war wie Du, do braucht ich aach kei blaue Samthüt mit Feddern druff! Do bot mich noch die Jugend gebutzt! Awwer wann mer erscht in die Johre kimmt, do muß mer selwer was dazu due.“

„Sag ens, Sett', gehst du noch vielleicht auf die Mannsleutjagd mit Federhüt?“ fragte der alte van Endert spitzig.

Sie sah ihn lachend an. „Ärger dich net, Schwager, do kriegst de Gall' ins Blut! Du hoscht so schun immer mit dem Geblüt ze dun gehott, schon wie mein Schwester selig noch gelebt hot. Ich mach mich scheen wegen mir selwer, net wege de Mannsleut. Mannsleut sin doch nur halbwe Menschen.“

Hildegard platzte laut los. „Dodruff hawwe ich nor gewart', Tante Sette!“

Tante Sette nickte: „Jo, so ä jung Blut! Des meint, ohne Mannsleut ging's nett uff der Welt. Eigentlich geht's jo aach net ohne se. Awwer so nehdig, wie Du der denkst, sind se net. Du bildst der in, es gäb kä Glück un kei Seligkeit ohne die! Wart's mol ab, zehn, fufzeh Jahr, do is schunn annersch.“

Sie warf einen scharfen Blick nach Hendrina hinüber. „Meinst Du aach, 's gäb kei Seligkeit uf der Welt ohne die Mannsleut?“

Hendrina fühlte, wie sie rot wurde. Ihr Vater nahm ihr das Wort vom Munde. „Hab dich nich eso, Sett! Räsonnier nich über die Mannsleut. Eso schlecht, wie du se machst, sind se nich! Und eso gut wie die Weibsleut, sind se noch immer. Dich ärgert ett ja bloß, daß Du keinen mitgekriech hast.“

Tante Sette lachte: „Meinst Du, Schwager? Was Du net all weißt! Wie dätst Dir denn basse, wenn ich heit noch eine nähm?“

Der alte van Endert zuckte zusammen. Dann lachte er grimmig: „Frauensleut kann mer als alle Dummheiten zutrauen. Ich dät mich gar nich wundern.“

„Awwer ärgere dät's Dich?“

„Ärgern? Du kanns machen, was wills, Du bis als ziemlich lang großjährig.“

Hildegard klatschte in die Hände: „O jeh! O jeh! Die Tante Sette heirot sicher noch emol. Neilich in Määnz, da hawwe ich se gesehe mit'n Gawalier! Mit'm ganz feine! A großmächtige Schnorres hot er gehott un ganz verflixte Aage. Awwer nu misse mer uffstehe, wann mer noch bei Dag üwers Eis wolle. Sunscht werds dunkel.“

VI.

Als sie an die Übergangsstelle kamen, trafen sie mit Georg Werner und ein paar andern jungen Leuten zusammen. Der Amerikaner war gleich wieder an Hendrinas Seite. Er ging neben ihr über das Eis, er saß neben ihr beim Drosselwirt. Mit klugen Augen sah Tante Sette allem zu. Es war wieder voll im Drosselwirtshaus, laut und lustig, und es war schon ziemlich spät, als sie heimgingen. Georg Werner führte Hendrina, Hildegard hing sich in Beerts Arm ein. Aber Tante Sette schob sie weg. „Der Beert is heut awend mei Gawalier. Such du der'n annere.“

Langsam und bedächtig ging sie an Beerts Arm, so daß sie weit hinter den anderen zurückblieben. Ein paarmal sah Tante Sette den wortkargen jungen Menschen scharf an. Dann sagte sie plötzlich und unvermittelt:

„Was sind denn das for Sache?“

Beert fuhr zusammen. Mit seinen Gedanken war er da vorne bei dem Trupp gewesen.

„Was denn?“ sagte er unsicher.

Tante Sette lachte jetzt nicht mehr. „Hör, Beert, des gefällt mer gar net! Wann Du uff deine Fahrte nach Määnz komme bist un hoscht mer erzählt vun meim liewe Herr Schwager un vun der Hendrina, dann hawwe ich immer bei mir gedacht, daß des gar net anners sein könnt, daß die Hendrina und Du ä Paar gibt. Ich weeß doch aach, wo Barthel de Most holt! Wann ich aach mei Späß mache, un iwwer die Mannsleut herziehe, des wollt ich doch net, daß die Hendrina net heirate soll. Ausgerechnet ä Mädche wie die Hendrina. Ich hawwe mich heit ordentlich verschrocke, wie ich se gesehe hab. So ä kleen Ding is se gewese, noch net in die Schul gange, wie ich se es letztmol gesehe hab. Dä Endert, dä hot se jo net nach Määnz komme lasse, vor lauter Angscht, se kennt ä bische luschtig were, un was anneres sehe un here, wie das armselig Lewe do unne im Niederland bei der alt Bas! Un 's mag jo aach ä schwer Stück for ä Vadder sein, so ä schee Mädche ze hiete. Herrgott, is das ä Mädche! Und daß der Endert gern hätt, daß Du die Hendrina heirotst, das kann ich aach begreife. Wanns em v'leicht aach egal is, ob du ä scheener Borsch bis',“ — mit wohlgefälligem Blick sah sie Beert an — „awwer das annere — das annere. Ich kenn' ja die ganze Verhältnisse, ich weeß jo, was er for'n Filou is, un daß er sich denkt, wann die Hendrina dich nimmt, dann hat er's Heft in der Hand, braucht nix eraus ze rücke und bleibt Herr uff'm Schiff. Das is for ihn die Hauptsach. Die „Maria Hendrina von Goch“, die is ihm liewer als seiner Seelen Seligkeit. Und ich war froh, wie ich aus Deinem Verzehles gemerkt hawwe, daß Du die Hendrina gern hoscht, un hawwe gedenkt, bei Dir is se gut uffgehowwe, un mei Schwester im Himmel, die wenig Glück gehott hot hie unne, die werd sich freie, daß ihr Kind ä guhde und ä staatje Mann kriegt. Un ich hawwe gemäänt, es wär alles uffs beste ingericht! Un was finn ich hie? Du machscht ä Gesicht wie ä Lohgerwer, dem die Felle weggeschwomme sind, die Hendrina, die guckt um Dich erum, wie ums Kircheeck, um do dä jung Dangeniz“ — sie wies auf die Vorausgehenden — „dem mer de Luftikus ansieht uff zehn Schritt, der schwänzelt um die Hendrina erum, un mächt'r die Cour uff Deiwel komm eraus, und mei Herr Schwager, der guckt zu un läßt sich das gefalle! Das kappier ich net, — das is mer ze hoch!“

Sie blieb Atem schöpfend stehen! Ihr lustiges Gesicht war ganz ernsthaft geworden. Beert antwortete nichts. Da rüttelte sie ihn heftig an der Schulter.

„Steh doch net wie ä Stockfisch,“ rief sie ärgerlich. „Wann das alles is, was Du kannst, dann kann mer's der Hendrina net emol so iwwel nehme, wenn se sich mit dem annern erummacht! Der hot ja ä Schwawwel wie ä Elster und wirft sei Aage wie ä Merwel erum. Mit nix rede und still sein, do is es bei'm Mädche net geschafft. Do muß mer sich an de Lad lege un muß allertt sein und wif.“

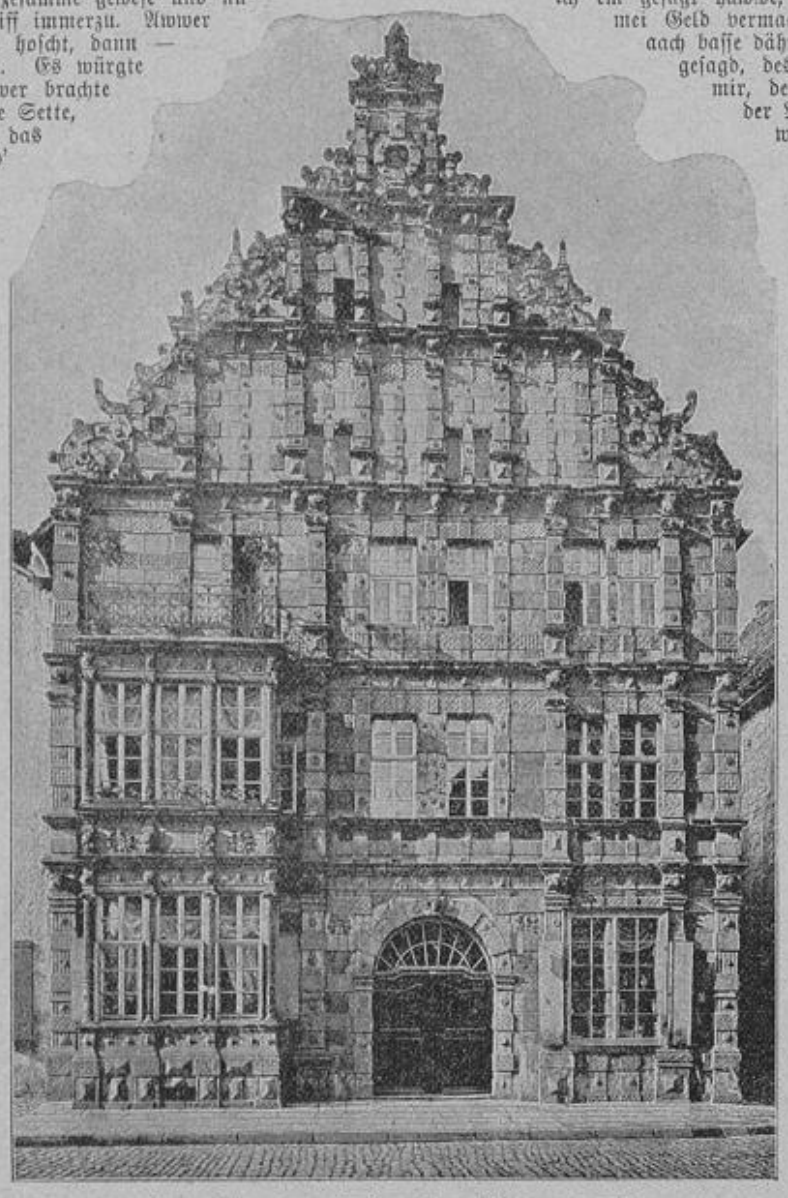
Beert zuckte die Achseln. „Ich kann nicht allertt und wif sein,“ sagte er leise.

„Awwer Du brauchst aach kä Trauerkloß ze sein un kä Dussel,“ rief Tante Sette. „Und nu will ich wisse, wie das zesammehängt?“

„Wie das zusammenhängt? Daß der Amerikaner Geld hat und wohl dem Ohm durchgetan hat, daß es ihm egal ist, was mit der Hendrina ihrem Gelde gemacht wird. Und der Ohm denkt auch vielleicht, daß wenn die Hendrina den nimmt, und sie machen das fest, daß er dann noch mehr Herr auf dem Schiffe ist, wie wenn die Hendrina mich nimmt. Wer weiß, was er denkt." Er zuckte mutlos die Achseln. Aber Tante Sette wurde sehr erbost:

„Und das läßt Du Dir so gefalle! Do stehst Du derbei und sagst nix. Läßt Dir von so em Grashüpper das Mädche wegschnappe? Eso ä Borsch, wie Du ääner bis. Und hoscht Zeit gehott, die Hendrina fest ze halte, bischt so viel mit er zesamme gewese und nu noch die letzten Dag uff'm Schiff immerzu. Awwer freilich, wenn de 's so ag'fange hoscht, dann —

Beert ließ den Kopf hängen. Es würgte etwas in ihm. Stockend und schwer brachte er's heraus: „Siehst Du, Tante Sette, ich kann das nicht so sagen, wie das is. Kuck, die Hendrina, die hab' ich doch gern, so lang ich denken kann bald. Früher, wie ich noch nicht auf'm Schiff war, solang ich in die Schul gangen bin und die Hendrina war so'n ganz klein Ding, da hab ich sie herum geschleppt und getragen. Nachher, wie se größer war, und ich schon beim Ohm auf'm Schiff, wenn wir dann von der Fahrt kommen sind, da hab ich mich schon Tag' vorher gefreut auf die Zeit, wo wir zu Haus sind — wegen der Hendrina, un seit sie 'n groß Mädchen is, da denk ich gar nix andres mehr als die Hendrina. Aber das is en komisch Stück! Siehste, der Ohm, der hat die Hendrina noch wie so'n Kind behandelt, wo sie doch schon bald neunzehn is. Und dann hat er sie fast nie mit andern gelassen. Immer mit der Bas und immer zu Haus. Und so ist die Hendrina gar nicht gewesen wie andere junge Mädchen. Die hat noch rein geschlafen bis jetzt. Und da, auf einmal, weißt Du, Tante Sette, so auf der Fahrt da erauf und dann hier in Bingen, da war's doch, als ob's sie auf emal wach worden wär. So, als ob's ihr auf einmal erst zu Sinn käm wie — wie doch das Leben eigentlich is. Ich hätt's ja benutzen können, solang sie noch so in Goch und so kindisch war. Da hätt se sich auch mit mir versprochen, wenn's ihr Vater gewollt hätt. Aber nu is das zu spät. Nu is se ganz wie umgewendet und all das Neue, das macht sie doch ganz wie einen, der lang im Dunkeln gesessen hat, und ins Licht kuckt. Und der Amerikaner mit seinen schwarzen Augen und seinem verliebten Gered', der hat ihr's angetan."



Rattenfängerhaus in Hameln. (Siehe Seite 8.)

„Das is mer zu hoch, Beert," stöhnte Tante Sette. „Das is zu diffissil for ä alte Frau. Das sin so neumod'sche Erfindungen. Wann mer sich früher in ä Mädche verliebt hat, do hot mer er'sch gesagt, und hot sich kä annern vorkumme losse, — und geschlofe hawwe die Mädcher aach früher net, se ware ewe erscht Kinner und sinn dann Große worde und hawwe sich verliebd un verheirad, un wann se an de richtige Borsch komme sin, dann war's gut, und sunscht war's aach emal schlecht, grad wie's so im Lewe geht. Und wann Du net so verbawelt wärst und wärst allertt und schalu, do dähtst de die Hendrina dem Grashüpper abspenstig mache."

Beert fuhr zusammen: „Ich kann doch gar nix machen. Ich kann se em doch nich weg reißen! Och Gott, wann se ins Wasser fiel, ich wollt se eraus hole, wo es am diewsten is."

„Jo besonnersch alleweil, wo der Rhein zu is," lachte Tante Sette. „Nä, mei Jung, — die duht Dir net den Gefalle und fällt ins Wasser, daß Du se eraus hole kannscht. Un wann Du eso bleibscht, da hättschte se ja doch nor für dä annere enaus geholt. Un ich ferght, wanns so is, wie Du mer verzehlt hoscht, do werd mei Herr Schwager dem do vorne" — sie wies ärgerlich auf die Vorangehenden — „sei Mädche als gern nachschmeiße. Was lieht dem dran, ob se glücklich werd. Wann der nor sei Schiff hot, der — der" — — Sie murmelte etwas Unverständliches, aber eine Schmeichelei für ihren „Herrn Schwager" war es sicher nicht.

Als sie am Abend wieder nach Mainz fuhr, nahm sie Beert nochmal auf die Seite:

„Ich hab' die Hendrina mitnehme wolle nach Määnz for ä paar Dag," flüsterte sie, „awwer er hat net gewollt. Er hot gesagd, et mißt jetzt zum Klappe komme, ä groß Dochder kennt er net hüte, und 's wär am beste, wann die Hendrina ä Mann kriegt eso oder eso. Und wie ich em gesagt hawwe, daß ich der Hendrina nor dann mei Geld vermache däht, wann der Mann mir aach basse däht, da hot er nor gelacht und hot gesagd, des wär ihm egal, un ich denk mir, der ald Fuchs rechnet, wann Du der Mann bis, do is es jo gut, und wenn der anner es is, da kanns em aach egal sein, weil der das ville Geld hot. Nu wäätst's, nu kanntschte Dich danach richte. Was ich der heit schun gesagd hawwe, allertt und wif und schalu muß ä Borsch sein — kä Trauerkloß. Im iwwrige bin ich ja aach noch da, ich bin doch der Hendrina ihr Mutterschwester und hawwe a ooch noch was mitzerede, un am Sundag komm ich widder."

Dann nickten ihre blauen Hutfedern noch ein paarmal zum Gruß aus dem fahrenden Zuge, und sie war fort. Der alte van Endert war doch mißgestimmt. Er murmelte böse Worte. Beert war schweigsam und nachdenklich. Und nur Hendrina ging wie auf einer Wolke, und ihre Augen waren wie erhellt von einem inneren Licht.

Sie gingen gleich auf das Schiff. Alle waren müde von dem Balle in der Nacht vorher. Und schon um neun Uhr erlosch das Licht in Hendrinas Schrankverschlag. Sie schlief und träumte schöne Träume.

Auch Beert schlief. Nur Matthes, der Schiffsknecht war noch wach. Er saß in seiner Kajüte unten im Schiffsrumpf, angestrengt aus einem der kleinen Fenster starrend, das er durch Anhauchen blank hielt. Er hatte eine Art Schleuder an dem Fensterrahmen befestigt und legte zuweilen eine Erbse darauf, während er schadenfroh grinste:

„Ich wer'm eins auf den Pelz brennen," murmelte er abgerissen. „Watt brauch dä Kärl do erum ze streichen un nach unserm Kind ze spionieren. Eso en Kujon! Uns Kind, datt is für unsen Beert und nich für so einen. Wart, komm Du nur, Du Filu! Eso en Erbs, die tut ordentlich weh, wann se an den richtigen Platz kommig! Ich will Dir datt Erumstreichen verdreiwen, Du Nachtseul!"

Aber er wartete vergebens. Und zuletzt schlief er am Fenster sitzend ein, und erst tief in der Nacht wurde er wach und kroch ärgerlich in seine Koje.

VII.

Es blieb doch kalt. Jeden Morgen sah Hendrina van Endert begierig nach dem Thermometer, und jeden Morgen freute sie sich, daß die Quecksilbersäule tief unter dem Nullpunkt endete. Und immer wieder staunte sie über das herrliche Schauspiel, wenn die Sonne strahlenlos hinter den Bergen hervorlugte, das ganze Rheintal mit einem seltsamen roten Licht füllend, und wie sie dann allmählich Kraft bekam und Strahlen sendete, wie der erst fahle Himmel tiefblau wurde, und wie der Rauhreif in tausend Millionen Funken glitzerte. Jedes Wölkchen, das aus den Schornsteinen der Schiffe sich in die Luft kräuselte, war silberig blau.

An den Schiffen traten scharfe beschneite Linien aus dem Schwarz der Rümpfe grellweiß hervor, die bunt gestrichenen Kajüten, die Wasserbänke und Böcke waren lustig anzusehen, wie die hellspiegelnden kleinen Fensterchen mit den schneeweißen Gardinen dahinter.

In der Kajüte der „Maria Hendrina von Goch" war ein schier betäubender Blumenduft. An den Fensterchen standen dicht aneinander gereiht Töpfe mit Hyazinthen und Veilchen, mit Maiblumen und Tazetten. Die hatte der Amerikaner gebracht, und Beert stellte sie jeden Abend sorgfältig hinaus in den kleinen Vorraum, damit der starke Duft Hendrina des Nachts nicht schade. Er mußte jedesmals fast lächeln darüber, daß er die Liebesspenden seines Rivalen so sorgfältig bewahrte. Heute hatte er sich verspätet mit dem Aufstellen am Morgen, — der alte van Endert hatte ihn nach der Post geschickt, und so saß Hendrina schon angekleidet in der Kajütenstube, als er zurückkam. Die Blumentöpfe standen noch in der Kajüte. Er brachte sie hinein. Hendrina sah ihm gedankenvoll zu.

„Warum bringst Du mir eigentlich nie mal Blumen mit, Beert?" sagte sie ganz plötzlich.

Eine leichte Röte stieg in Beerts Gesicht. „Ich," sagte er langsam, „ich weiß ja nicht, ob Dir Blumen von mir Spaß machen."

Hendrina sah ihn aufmerksam an. „Du bist gar nicht mehr der alte Beert, der alte Beert von früher."

Er sah an ihr vorüber. „Du bist doch auch nicht mehr die Hendrina von früher."

Sie nickte gedankenvoll vor sich hin. — „Die Hendrina von früher! Das mag wohl sein! Aber darum könnts Du mir doch einmal einen Strauß Veilchen bringen. Das ist so schön, daß es Blumen gibt im Winter. Wenn man denkt, daß man Veilchen hat im Januar. Ich hab' nur gewußt, daß es Hyazinthen gibt, und Tulpen in Töpfen, die man sich selber ziehen kann. — Aber Veilchen, das hab' ich nicht gewußt!"

Sie sah träumerisch vor sich hin. „So viel hab' ich nicht gewußt, so viel. Und ich bin manchmal ganz irre. Wenn ich nur mit jemand reden könnte. Aber da ist ja keiner! Die Hildegard, die — die hat ja gar kein Herz. Die lacht ja über alles. Die sagt, daß man dumm ist, wenn man sich das Herz schwer macht. Und meins ist ja auch gar nicht schwer. Aber auch nicht froh. Manchmal klopft es so arg wie mit einem Hammer. Ich glaub' das ist nur, weil ich gar niemand hab', mit dem ich reden kann, wie ich möchte. Und wenn man dann einen so gern hat — so gern."

Beert van Endert stand ganz stumm wie erstarrt.

„Wenn ich Dir doch alles sagen könnte, Beert. Aber was weißt Du von solchen Sachen! Du hast ja sicher auch noch niemanden so gern gehabt."

„Hendrina, sei still."

Es kam so gepreßt heraus, daß Hendrina aus ihren Träumen heraus verwundert aufschaute, und da sah sie, daß Beert ganz fahl war.

„Hendrina, wie kannst Du das sagen! Wie kannst Du mich so quälen. Hab' ich Dir das denn nicht gesagt, wie wir den Rhein hinauf gefahren sind, Du hast nur nichts hören wollen."

Sie lachte halb ungläubig: „Ach, Beert, das war doch nur halber Spaß von Dir. Das hast Du ja gar nicht so gemeint. Wenn man ein Mädchen gern hat, dann ist man doch nicht so still wie Du und geht um es herum, einen Tag wie alle Tage."

Beert preßte die Zähne auf die Lippen. War das nicht dasselbe, was Tante Sette gesagt hatte: „Wenn man ä Mädche lieb hat, dann muß mer wif sein un allertt un schalu! — — Ja, das konnte er freilich nicht. Das konnte der andere besser. Und er sagte scharf:

„Freilich! Du mußt das ja wissen. Schwadronieren und von seiner Verliebtheit reden und den Mädchen den Kopf verdrehen, das kann freilich der Amerikaner besser als ich. Der hat ja auch mehr Übung drin."

Hendrina fuhr auf: „Beert! Schäm Dich! Schämen sollst Du Dich was! Schlecht zu reden von einem, der Dir nichts getan hat."

„Mir nichts getan hat, Hendrina!" Der große stille Mensch war außer sich. — „Mir nichts getan hat! Hat der mir nicht das Schlimmste angetan, was ein Mensch dem andern antun kann? Hat der Dich mir nicht weggenommen? Weggestohlen hat er Dich, mit schönen Worten und mit seinen schwarzen Augen. Geküßt hat er Dich am Silvesterabend, ich hab's wohl gesehen! Und wer weiß, wann noch. Und Du, Du läßt Dich von ihm fangen, Du bist'n ganz anderer Mensch geworden zwischen heut' und gestern, von einer Stunde zur andern. Du fragst nicht danach, was er für einer ist, Du denkst an nichts als an den mehr. O Du! — — —

Er stand vor ihr, jetzt flammend rot. Seine sonst ruhigen Augen glühten, seine Lippen bebten, seine Hände zuckten.

Hendrina sah ihn erstaunt, erschrocken an. Einmal schon hatte sie ihn ähnlich gesehen. — aber damals hatte sie ja kaum gewußt, was ihn bewegte. Gar nicht gewußt hatte sie es. Heute aber, da wußte sie's. Und seltsam. Fast hatte sie Angst, Beert zu verlieren. Hatte Angst vor allem, was kam. Angst vor sich selber.

Der alte van Endert kam herein. Listig gingen seine Augen zwischen den beiden. Aber er sagte nichts. Mochte doch Beert sehen, wie er zurecht kam. Ihm war es egal, im Gegenteil, ihm konnte es sogar recht sein. Mochten die zwei in Nöten sein, — was ging's ihn an. Das waren ja alles verliebte Narrenspossen — Dummheiten. Darüber wuchs ihm kein graues Haar. Die Sett', die hatte ihm die Höll heiß gemacht wegen dem Amerikaner, der ein rechter Nichtsnutz sei. Du lieber Himmel, weil er ein paar dumme Streiche gemacht hatte. Junges Volk, das mußte sich eben austoben. Das kannte man doch. Nachher, wenn einer tüchtig seinen wilden Hafer gesät hat, dann wird er ein desto besserer Ehemann. Und das viele Geld, das er hatte, das deckte doch viel zu.

Der Alte war ein Schlauberger. Er hatte sich wieder und wieder erkundigt, es war wirklich so. Eine Unmenge Geld hatte der Georg Werner, ein forscher Kerl war er auch, und verliebt war die Hendrina in ihn bis über die Ohren.

Ach, er würde sich das zunutze machen. Er würde ihn schon jetzt binden mit einem Ehekontrakt, in dem ihm das Vermögen Hendrinas zur Verwaltung blieb. Und dann war er der Herr der „Maria Hendrina von Goch". Dann würde er auch schon Mittel finden, den Beert klein und kusch zu halten.

Er ging hinaus und schwerfällig aufs Eis hinunter. Und dann umkreiste er stapfend das Schiff und freute sich daran. So darum herumgehen, das konnte er ja sonst nicht, wenn es auf dem Wasser lag. Und er ging mit weitausholenden Schritten immer rundum und verglich die Maria Hendrina mit den andern Schiffen, und das Herz schwoll ihm vor Stolz. Aber auf einmal schnupperte er in die Luft. Was war denn das? Die Sonne schien nicht mehr hell wie früh am Vormittag, ein feiner grauer Schleier zog sich darüber. Und die Luft war nicht mehr klar, — sie schien ihm auch nicht mehr so kalt. Sollte der Weingärtner recht behalten, wurde das Wetter mild? Das wäre! Na, ein vier, sechs Tage dauerte das ja immer noch. Und da war ja immer noch Zeit genug. Da konnte der Georg Werner alles klar, und er alles fest machen. Dann am Ostern heirateten sie und mochten sehen, wie sie zurecht kamen. Er brauchte sich dann um seine Tochter nicht mehr zu sorgen, die Bas ging in ihr Altweiberstift, und er fuhr mit der Maria Hendrina als ein freier Mann.

Drin in der Kajüte saßen die zwei jungen Menschen noch immer, Hendrina hatte die Hände gefaltet und sah starr geradeaus. In ihren Augen standen Tränen und machten sie noch blauer und schimmernder. Und Beert van Endert sprang auf und ballte die Fäuste und knirschte fast mit den Zähnen und fühlte, wie neben seiner Liebe, die bis jetzt nur tief und still gewesen, etwas anderes in ihm aufstieg, ein Brand und ein wilder Wunsch, das Mädchen, das ihm so nahe war, an sich zu reißen und zu drücken, zu küssen — und den andern, der nur die Hand auszustrecken brauchte, um sie zu nehmen, den zwischen seinen Fäusten zu zermalmen, — daß er seine verliebten Künste für immer vergäße.

Im Laufe des Tages war das Wetter umgeschlagen. Noch taute es nicht, aber es begann zu schneien. Schwere Flocken wirbelten in der Luft, machten das schimmernde Rheineis zu einer flaumigen Decke, setzten den Dächern und Türmen von Bingen weiße Mützen auf und zeichneten jede Linie der Schiffe im Winterhafen mit einem weißen Streifen nach. Der alte van Endert ging unruhig umher. Und als es zu dämmern begann, während noch immer die Flocken wirbelten und der Niederwald mit dem Denkmal, der Rüdesheimer Berg mit dem Schloß Ehrenfels und sogar der nahe Rochusberg fast verschwanden in dem grauen Dunst und dem stiebenden Flockengewimmel, setzte er seine Ohrmütze auf, hieß Hendrina daheim bleiben und ging fort.

Hendrina sah ihm unruhig nach. Wohin ging er, was hatte er vor? Sie hatte immer eine Scheu vor ihrem Vater gehabt. Er war nie streng zu ihr gewesen, — aber auch nie gut. Sie fühlte es schon als kleines Ding, daß sie nicht viel für ihn bedeute. Nie brachte er ihr von seinen Fahrten etwas mit, nie beschäftigte er sich mit ihr. Als sie vernünftiger wurde, da merkte sie wohl, daß sie ihm eher eine Last war, etwas Überflüssiges und Unnützes. Und sie hatte das dumpfe Gefühl, daß er auch jetzt nur tue und wolle, was ihm für sich nützlich und angenehm erscheine. Sie saß an dem kleinen Fenster und schaute in das Schneetreiben. Sie dachte an Georg Werner. Ach, sie dachte ja eigentlich immer an ihn. Sie sehnte sich nach ihm, nach seiner Nähe. Aber sie war doch unruhig und bedrückt. Ach, wenn sie doch ein so leichtes Herz gehabt hätte wie die Hildegard. Dann hätte sie keine schweren Gedanken, dann ließ sie sich nur von ihm herzen und küssen und verliebtes Zeug erzählen. Aber in ihr war ja das niederrheinische Blut, das schwer machte und seltsame Gedanken. Hildegard hatte ihr's in diesen Tagen oft genug gesagt, und sie fühlte es durch alles hindurch.

Sie saß und sann und grübelte. Dumpfe Zweifel gingen durch ihren Kopf, — an Beert dachte sie, der sie auch liebte, der nur so sonderbar war, so ungleich zornig und doch wieder so still, so ganz anders wie früher. Und sie fühlte, daß das es war, was ihr Kummer machte, und daß ihr schwer war, darüber hinweg zu kommen. — Wie seltsam das war. Man konnte doch nicht zwei Menschen zugleich lieben! Und den Georg Werner, den liebte sie, ja den ganz allein.

Jetzt ging er wohl schon ungeduldig am Rheinufer auf und ab. Er wartete auf sie, es sollte ja heute Eisfest sein auf dem Rheineis. Freilich bei dem Wetter, da war wohl nicht daran zu denken. Sie wischte die beschlagene Scheibe ab. Ach, es hatte aufgehört zu schneien. Vielleicht wurde es doch noch, die Vorbereitungen waren doch nun einmal getroffen, und wenn der Schnee weggekehrt wurde, dann konnte es noch ganz schön werden. Nachher sollte es dann noch einen Tanz geben im Gasthaus. Sie waren ja so unersättlich hier, sie genossen den Tag und die Stunde. Nun würde sie also auch hier leben am schönen Rhein. Würde auch sich ihres Lebens freuen, so wie sie sich's geträumt hatte. Und Beert würde manchmal mit dem Schiffe hier vorbei fahren, und dann würde er kommen, um sie zu besuchen. Ob er wohl kam? Ob er ihr's verzieh, daß sie den andern nahm, und wieder froh wurde, so heiter, wie er früher immer gewesen war?

Es fuhr ihr durch den Kopf, ob sie dann wohl je wieder froh werden könnte, wenn der Georg eine andere nehme. — Aber sie wollte

nicht daran denken. Nicht darüber grübeln. Ob er heute mit ihr reden würde, sie bitten, seine Frau zu werden? — Ach nein, heute noch nicht. Sie fürchtete sich davor, es war so schön dies Heimliche, wenn erst alle es wußten, dann kam die Hildegard und schwatzte und lachte, und sie mußte mit zu seiner Mutter, vor der sie sich ein wenig fürchtete, weil sie doch eine Amerikanerin war und nicht viel deutsch sprach, und die Tante Sette kam und zankte, sie hatte es wohl gemerkt, daß sie nicht dafür war. — Ihre Gedanken gingen immer um Georg herum. — Ach, Beert hatte häßlich von ihm gesprochen. Hatte gesagt, daß der schon vielen Mädchen den Kopf verdreht hatte. Aber das hatte ihr Georg doch schon selber erzählt, ihr selber gesagt, daß er sich schon manches Mal verliebt habe. Aber das sei ja niemals das Rechte gewesen, nur flackerndes Strohfeuer. Aber da habe er sie gesehen — und da — — — Und dann hatte er sie geküßt, ach so heiß und so süß.

Und Hendrina van Endert schloß die Augen und träumte, bis ihr Vater heimkam, schlecht gelaunt und mit rotem Kopf. Dann machte sie sich schnell zurecht.

„Wohin gehst Du?" fragte er lauernd.

„Nach dem Eisfest."

„Och! Das sind ja alles nix wie Narreteien. Eisfest! Und nachher da wird wieder getanzt und karressiert. Mach nur, daß es mit dem Karressieren ä gut End' kriegt. Da machen se erst schön Redensarten, un nachher, da is et all nich so! Die Oberrheiner, dat sin schon die richtigen."

Er war sehr zornig. Den Georg Werner hatte er richtig getroffen. Er hatte mit ihm einen Schoppen getrunken und dabei versucht, ihn wegen der Hendrina auszuhorchen. Aber der hatte ja nicht standgehalten, er war ihm entschlüpft wie ein Aal. Wer wußte nun, wie dem seine Meinung eigentlich war? Ach, wenn er nur von der ganzen Sache nix mehr zu hören brauchte. Frauleutskram, das war Deufelskram. Sein altes Sprichwort wurde immer wieder wahr.

(Fortsetzung folgt.)

Das Heinedenkmal von Ernst Herter.

In den Neuesten Nachrichten besprachen wir kürzlich die Monographie „Ernst Herter" von Dr. Georg Malkowsky. Der Bildhauer Herter ist bekanntlich der Schöpfer des vielumstrittenen Heine-Denkmals, das jetzt in New York steht. Mit Bewilligung des Verfassers und des Verlegers Herm. J. Meidinger-Berlin bringen wir heute die Hauptfigur und die drei Sockelfiguren des reichgeschmückten Denkmals; das Schicksal des Monumentes erzählt der Bildhauer selbst in ruhiger, sachlicher Weise wie folgt:

Die Loreley. (Hauptfigur.)

„Im Jahre 1883 hatte die Kaiserin von Oesterreich meinen „Sterbenden Achill" in Marmor bestellt. Auf den Rat eines Freundes wählte ich für die Ausführung Tiroler Stein. Dieses Material, das eine wesentlich andere Behandlung verlangt, wie der Carar-Marmor, interessierte mich ungemein, und ich fand eine eigene Art der Bearbeitung, die das Fleisch besser wiedergibt, als die mit Flacheisen und Raspel. Die Statue erhielt zunächst einen sehr schönen Platz im Vestibül des von Hasenauer erbauten Jagdschlosses Lainz und wurde später nach Corfu in das Achilleion überführt. Die Kaiserin, eine begeisterte Anhängerin des Hellenentums und der idealen Kunst, ließ mich wiederholt nach Wien kommen, drückte mir ihre volle Befriedigung bezüglich meiner Arbeit aus und bestellte eine Kolossalstatue des Hermes. Da die Figur vor dem Schlosse Lainz gewissermaßen als Wächter Platz finden sollte, schlug ich vor, Hermes als Argustöter mit dem Schwert in der Hand darzustellen, und mein Plan wurde genehmigt. Bei dieser Arbeit teilte mir die Kaiserin ihre Absicht mit, der Stadt Düsseldorf mit einem Heinedenkmal ein Geschenk zu machen und forderte mich auf, die nötigen Skizzen zu entwerfen. Der Form wegen war in dem Geburtsort des Dichters ein Komitee mit dem Oberbürgermeister an der Spitze zusammengetreten, mit dem ich über die Platzfrage in Unterhandlung trat. Ich wählte eine Stelle am Ananasberg und legte der Kaiserin im Jahre 1888 zwei Entwürfe vor. Der eine stellte den Dichter auf einem einfachen Postament sitzend dar, für den anderen umfangreicheren hatte ich die Form eines Brunnens mit dem Loreley-Motiv gewählt. Die Kaiserin entschied sich für die Bildnisstatue mit dem Bemerken, sie wolle ihren Heine ganz haben und ihn nicht mit einem Kompromiß abspeisen. Inzwischen hatte sich nämlich gegen die Idee der Errichtung eines Heinedenkmals in Deutschland eine maßlose Agitation in Bewegung gesetzt, die bis in das Kultusministerium hinein Widerhall fand. Der Minister erklärte, wenn eine Statue errichtet würde, sei er gezwungen, zu der Angelegenheit Stellung zu nehmen, da er die zahlreich eingelaufenen Proteste nicht unbeachtet lassen könne, während sich gegen einen Brunnen nichts einwenden lasse. Der Beifall, den das Loreley-Motiv bei einer Ausstellung der Entwürfe in der Düsseldorfer Kunsthalle fand, bestätigte dieses Urteil, und der Ausführung hätte nichts im Wege gestanden, da der Platz durch die Stadtverordneten bewilligt war und die Kaiserin den Auftrag erteilt hatte. Leider fühlte sich das Komitee veranlaßt, sich mit erneuerten Vorschlägen an die Stifterin zu wenden, und ich mußte eine dritte Skizze anfertigen, die den Dichter in Büstenform auf einem Postamente mit plastischen Verkörperungen seiner Werke darstellte. Sofort erneuerte sich der Entrüstungssturm, der einen bekannten Antisemiten und Volksredner zu der Aufforderung veranlaßte, ein solches Schanddenkmal zu beschmutzen und zu zerstören. Interessant war die Stellung, die Fürst Bismarck der Heine-Angelegenheit gegenüber einnahm. Ein Mitglied der Düsseldorfer Stadtverordnetenversammlung hatte ihm eine anonym veröffentlichte Denkschrift eingesandt, in der gegen das Denkmal energisch protestiert wurde. Der Fürst beauftragte den Chef der Reichskanzlei Dr. von Rottenburg, das Memorandum zu lesen und ihm Vortrag darüber zu halten. Dabei kam zur Sprache, daß man den Dichter anklagte, er hätte geäußert, man müßte dem Hohenzollernaar die Nägel beschneiden, da er so viel zusammengerafft hätte. Der Fürst meinte: „Hat denn Heine so unrecht gehabt? Können wir leugnen, daß der Rechtstitel Friedrichs des Großen auf Schlesien nicht einwandfrei war?" Heine hat Napoleon I. verherrlicht. „Ich kann es ihm nicht verargen," meinte Bismarck. „Ich hätte, wäre ich an seiner Stelle gewesen, kaum anders gehandelt. Hätte es mir, wenn ich wie Heine als Jude geboren wäre, gefallen können, daß man um acht Uhr abends die Tore der Judenstadt abgesperrt, überhaupt die Juden unter die schwersten Ausnahmegesetze gestellt hat? Ein Heine mußte notgemäß in dem Manne, der die französische Gesetzgebung in die Rheinlande brachte, die Ausnahmegesetze insgesamt aufhob, einen Erlöser von martervollem Drucke preisen." Am Schlusse des Vortrages bemerkte der Fürst: „Und vergessen die Herren denn ganz, daß Heine ein Liederdichter ist, neben dem nur noch Goethe genannt werden darf, und daß das Lied gerade eine spezifisch deutsche Dichtungsform ist?" Inzwischen wurde der Kaiserin eine Menge der unflätigsten Pamphlete zugesandt, und endlich ermüdete die empfindsame Frau. Sie ließ mir mitteilen, daß sie nach solchen Vorgängen auf die Idee, dem Dichter in seinem Vaterlande ein Denkmal zu setzen, verzichten müßte. Das Komitee nahm nun die Sache selbst wieder auf und bestellte auf Grund eines Vertrages die Ausführung des letzten Denkmalsentwurfes für die Summe von dreißigtausend Mark. Es wurde eine Anzahlung von dreitausend Mark geleistet, und ich vollendete das Hilfsmodell in ein Viertel der Originalgröße. Da wurde mir plötzlich mitgeteilt, die Stadtverwaltung verweigere nunmehr den Platz, da die Bewilligung inzwischen verjährt sei, man müsse demgemäß den ganzen Plan aufgeben, die bisher gesammelten Gelder an die Geber zurücksenden und auch auf Wiedererstattung der Anzahlungssumme bestehen. Das letztere Ansinnen wies ich zurück, da meine bisherigen Auslagen den Betrag von dreitausend Mark bei weitem überschritten hatten, mochte aber auch nicht an der Erfüllung des Vertrages festhalten, mit dem soviel Ärger und Aufregung verknüpft war. So endete die Geschichte des Heinedenkmals in Deutschland. Wunderbar war dabei weniger das Verhalten der Gegner, über deren Einwände sich ja streiten ließ, als die Energielosigkeit der Freunde des Dichters, wie denn die Sammlungen nur die geringe Summe von fünfzehntausend Mark ergeben hatten, obwohl behauptet wurde, daß das ganze Unternehmen eine israelitische Machenschaft sei.

Einige Jahre später erging an mich durch den Verein Arion in New York die Anfrage, ob ich den Loreley-Brunnen, dessen Abbildung auf Grund eines in die Große Akademische Ausstellung in Berlin aufgenommenen Modells in der Leipziger Illustrierten Zeitung erschienen war, für New York ausführen wollte. Ich sagte freudig zu und ging sofort an die Arbeit. Ich wählte wieder das mir lieb gewordene Tiroler Material, suchte den Marmor in Laas persönlich aus, überging die Flächen selbst und vollendete das Ganze in einem Zuge. Leider erwuchsen für die Aufstellung des Denkmals neue Schwierigkeiten. Der amerikanische Nationalismus, der sich gerade damals kräftig zu rühren anfing, setzte eine Agitation gegen das Monument eines Deutschen von einem Deutschen in Szene, zumal das Komitee ihm einen Platz an hervorragender Stelle in der fünften Avenue gesichert wissen wollte, wohin es nicht einmal

gepaßt hätte, da ich es mir immer in einem Park mit grünem Hintergrund gedacht hatte, nicht aber vor einer Reihe prunkvoller Paläste. Nach langem Streit wurde endlich die Aufstellung im Bronx Park am Harlem River genehmigt, ganz im nördlichen Teil der Stadt, der jetzt zwar noch abgelegen, später aber ein mit schönen Boulevards versehener Stadtteil werden soll. Die Enthüllung, bei der ich selbst anwesend war, gestaltete sich zu einer imposanten Kundgebung des Deutschtums in Amerika. Die Beteiligung war eine großartige. Alle deutschen Vereine mit ihren Fahnen umstanden das Denkmal des von ihnen am meisten gekannten und geehrten Dichters und bezeugten ihm ihre Dankbarkeit für sein Schaffen. Es muß seinen Freunden eine Genugtuung gewesen sein, daß gerade er, der als unpatriotisch und undeutsch im Vaterlande verketzert wurde, die Deutschen in der Fremde zu gemeinsamem Bekenntnis ihrer nationalen Gesinnung vereinigte." Wie das Zelotentum sich dann noch einmal durch eine nächtliche Beschädigung des Kunstwerkes betätigte, ist bekannt. Zum Glück erwies sich eine Ergänzung und Zusammenfügung der mit einem Hammer abgeschlagenen Teile als möglich, und das Heine-Denkmal, dem in Deutschland ein Platz verweigert wurde, hatte jenseits des Ozeans endgiltig eine seiner würdige Stätte gefunden.

Der Weltschmerz.

Die Angst vor dem Glück.

Humoreske von H. Görcke.

I.

Herr Habermann hieß mit Vornamen Felix, der Glückliche. Und er fand diesen Namen nicht nur sehr schön, sondern er glaubte auch fest an ihn! Denn seit seiner Sextanerzeit, wo ihm die hohe Bedeutung des Wortes „Felix" klar geworden war, trug er die felsenfeste Überzeugung mit sich herum, daß das Schicksal noch etwas besonderes mit ihm vorhabe. Nun allerdings saß sein Ältester schon auf der harten Schulbank und lernte ebenfalls „felix, felicis" deklinieren, aber der ungeheure Glücksmeteor, den sein Name anziehen sollte, war noch immer nicht in sein Leben hineingepurzelt.

Denn daß Herr Habermann eine treffliche Frau und drei gesunde Sprößlinge hatte, war nach seiner Meinung als die Erfüllung jener Verheißung durchaus nicht anzusehen. Dieses Glück war entschieden zu alltäglich und nüchtern, — hatte es doch nach Herrn Habermanns Gefühl gar zu viel von der Art eines unscheinbaren Hausgeistes an sich, den man nur schätzen lernt, wenn er einmal abhanden gekommen ist. Seine erhoffte Göttin aber war ein exotisches Wesen, das an den Schultern märchenhafte Flügel trug und mit deren Hilfe unversehens an der Tür ihrer Auserwählten erschien, um sie mit unerhörtem Glanze zu überschütten. Dieser Glanz aber war nicht etwa von den fernflimmernden Sternen geborgt, er war auch nicht vom sanften Monde entliehen — nein, dieser Glanz war durchaus als eine greifbare irdische Masse gedacht und war so aufdringlich gelb wie die Farbe der Butterblumen, des Eidotters oder der dritten Farbe der alten deutschen Reichstrikolore.

Aber seitdem Herr Habermann zu gereifterer Lebensanschauung gekommen war, hatte er erkannt, daß man nicht die Hände in den Schoß legen darf, wenn man etwas erreichen will. Und darum ließ er diese nicht müßig ruhen, sondern steckte sie in seinen Geldbeutel. Dieses aber nicht, um gedankenlos mit dem Gelde zu klimpern, sondern um ab und zu ein Markstück, einen Taler herauszuholen und sich dafür beim Lotterieeinnehmer ein Los zu kaufen. Zwar seiner besseren Hälfte war diese „Kapitals-Anlage" ein Dorn im Auge. Sie ließ es deutlich durchblicken, daß diese Liebhaberei des Vaters im Grunde ein Diebstahl an seinen Kindern wäre, und konnte recht scharfe Bemerkungen machen, wenn sie eines der ungültig gewordenen Papierchen zufällig in die Hände bekam.

Doch Herr Habermann ließ sich durch solche kurzsichtige Kleinlichkeit nicht irre machen. Er wußte zu genau, daß einst der Tag des Triumphes

Die Lyrik.

Die Satire.

kommen würde! Nur daß er um des lieben Friedens willen vorsichtig zu Werke ging und es seine Frau nicht ahnen ließ, daß er schließlich nie mehr ohne ein bis zwei Exemplare solcher Glückspapiere war. Er verstand es nebenbei vortrefflich, in seinem Sport die Eintönigkeit zu vermeiden, indem er sich nicht bei der Preußischen Staatslotterie auf eine Nummer festlegte, die dann seine Urenkel noch spielen würden, voller Angst vor der bekannten Tücke des Glückes, die gerade einem aus langer Hand freigewordenen Los gern einen großen Gewinn in den Schoß warf — nein, er beglückte bald diese, bald jene Ausspielung mit seiner Kundschaft, fast neugierig, welche ihm nun den großen Gewinn bescheren und wann der „große Tag" kommen würde.

II.

Und er kam!

Eines Mittags kurz vor Amtsschluß stürmte der Losagent, mit dem ihm anläßlich des engen Geschäftsverkehrs ein kordiales Band verknüpfte, in sein Dienstzimmer, hochrot im Gesicht und atemlos von wildem Lauf.

„Herr Habermann!" keuchte er, „Herr Habermann — Ihr Los 10 203 der Kronentaler Geldlotterie ist mit dem Hauptgewinn von 100 000 Mark herausgekommen!!" Dabei verschlang er mit den weitaufgerissenen Augen seinen beglückten Klienten förmlich, als wollte er zu seinem Gewinnanteil in bar auch noch den Ausdruck überwältigter Freude im Gesicht des Götterlieblings genießen.

Aber er hatte sich umsonst auf etwas besonderes gespitzt, denn Herr Habermann, der so lange auf ein solches Geschehnis vorbereitet war, wußte seine Haltung in wahrhaft imponierender Weise zu wahren. Mit beinahe steinerner Ruhe wischte er seine Feder weiter aus und hob die Augen, um sie auf den Glücksboten zu richten.

„Und das andere?" fragte er fest.

Herr Beatus sah ihn verblüfft an und stotterte endlich verwirrt:

„Das andere — das andere, das — das ist ja wohl eine Niete!"

„So!" sagte der neugebackene Kapitalist mit verzeihender Milde — „nun, das ist ja trotzdem sehr nett — sehr nett — wirklich famos, Herr Beatus!" Herr Habermann als wackrer Norddeutscher mußte sogar von dem Gefühl des Glückes erst Schritt für Schritt erobert werden. „100 000 Mark! Ganz brillant!!"

Er rieb seine Handflächen so heftig ineinander, daß es ihn unter normalen Verhältnissen geschmerzt hätte, und ging, ohne es zu wissen, im Zimmer auf und ab. Dann stellte er seine Freudenbezeigungen plötzlich ein, stand vor dem Glücksboten still und drehte seinen rötlichen Schnurrbart. Es war ihm augenscheinlich etwas eingefallen.

„Hören Sie, Herr Beatus, es wäre mir lieb — Sie könnten mir einen Gefallen tun!"

„Gewiß!" Herr Beatus ließ es nicht bei dieser Bejahung bewenden, sondern machte vor dem reichen Mann auch noch einen ergebenen Diener.

„Bitte, sagen Sie doch meiner Frau nichts davon, daß ich zwei Lose gehabt habe!"

„Selbstverständlich!"

„Und auch nicht, daß ich dieses Mal für jedes Los 5 Mark ausgegeben habe."

„Sie haben nur zu befehlen!"

Herr Beatus konnte trotz aller Ehrfurcht vor dem Glück des vor ihm Stehenden ein leises Lächeln nicht unterdrücken. Allerlei Gedanken darüber, daß sonderbare Gewohnheiten auch trotz des blendendsten Glückes sich in der menschlichen Seele behaupten, zogen ihm durch den Sinn. —

Herr Habermann aber schien jählings auch Gedanken gehabt zu haben. Seine Stirne zog sich kraus, eine ausgesprochene Unruhe prägte sich plötzlich auf seinem Gesichte aus, ohne dort indessen den Schimmer strahlender Verklärtheit ganz verwischen zu können. Schließlich wandte er sich an den Agenten mit der Miene eines Königs, der eine Audienz beenden will.

„Ich danke Ihnen sehr, lieber Beatus, und ich denke, morgen stoßen wir darauf kräftig an," sagte er leutselig. „Aber jetzt muß ich nach Hause!" Er war bei diesen Worten schon zu seinem Mantel geschritten und bemühte sich mit einer nur durch seine Unruhe hervorgerufenen Ungeschicklichkeit hineinzuschlüpfen. „Ich muß doch vor allem zu Hause die Sache erzählen!"

Herr Beatus fand das selbstverständlich, aber als bei dem Geräusch von näherkommenden Schritten Herr Habermann sich plötzlich seinen helfenden Händen entriß und hastig davonstürzte, blickte er dem Sonderbaren doch mit starrem Auge nach und fragte sich, ob ein plötzlicher Glücksfall einen verwirrenden Einfluß auf ein Menschengemüt haben könnte. —

III.

Er war nicht der einzige, der an diesem Tage über dieses Problem nachgrübelte. Denn auch Frau Habermann wurde angesichts des Benehmens ihres Gatten von dieser Frage in quälendem Bann gehalten und dadurch vollständig an der Beschäftigung des Freuens verhindert, die heute von Rechts wegen doch ihre Pflicht war.

Allerdings hatte die Erklärung des Heimgekehrten sie in einen wahren Glückstaumel versetzt, in welchen sie dem teuren Gatten jedes böse Wort über seine Spielwut inständig und fast fußfällig abbat. Aber diese gehobene Stimmung war durch die Ereignisse nur zu bald verdrängt worden.

Denn ihr Ehegespons hatte sich nach wenigen Minuten in das Schlafzimmer zurückgezogen und hinter sich die Tür abgeschlossen; und Frau Habermann wartete mit ihrem freudevollen Herzen eine Zeitlang vergeblich auf sein Erscheinen zum Mittagessen. Endlich klopfte sie an seine Tür:

„Alterchen, das Mittag ist fertig!"

„Ja, ja!"

„Komm denn also!"

„Eßt nur!"

„Wie, willst Du denn nicht?" Frau Habermanns Stimme war ganz Erstaunen.

„Nein!"

„Um Himmelswillen — ist Dir etwas?"

„Denke nicht dran!"

„Aber Du mußt doch essen!"

„Ich habe keinen Hunger!" Frau Habermann konnte wohl verstehen, daß Freude sättigt, aber sie wußte doch nicht, was sie aus diesem Benehmen machen sollte.

„Es ist aber doch kein Aufenthalt für Dich in der Schlafstube!" begann sie wieder.

„Es ist hier sehr schön!" Diese Antwort wurde mit ausgesuchter Behaglichkeit gegeben.

„Aber es ist doch zu kalt dort!"

„I wo!"

„Aber ich bitte Dich — es sind da keine sechs Grad!"

„Schad ja auch nicht — ich liege ja im Bett!"

„Im Bett!" Frau Habermann durchzuckte es heiß. „Im Bett!" Dann stieg es ihr in schrecklicher Angst auf. „Alterchen, Du bist krank!" sagte sie bestimmt.

„Denke nicht dran!" kam es wieder zurück.

„Ich schicke zum Arzt!" erklärte sie.

„Ha, ha, der kann ja gar nicht herein!"

„So schließ auf!"

„Kann ich nicht — ich habe den Schlüssel zum Fenster hinausgeworfen!"

Frau Habermann zuckte zusammen wie unter einem Peitschenschlag. Was war das mit ihrem Mann? Solch ein Gehaben war mindestens sonderbar, wenn man es nicht noch ganz anders nennen mußte. Aber sie verlor nicht ihre Überlegung. Obgleich ihr Herz einer Antwort sehr zaghaft entgegenschlug, sagte sie streng:

„Dann werde ich den Schlosser holen lassen!"

Das aber erregte den Zorn des freiwillig Gefangenen aufs höchste.

„Untersteh' Dich!" schnaubte er, „untersteh' Dich! Hier kommt vor morgen früh kein Mensch herein!"

„Was —? Und ich? Wo bleibe ich?" Helles Entsetzen sprach aus Frau Habermanns Stimme.

„Du hast ja schon oft genug auf der Chaiselongue geschlafen!" kam es ungerührt zurück.

„Felix!" Ein ganzes Register von Tönen des Entsetzens lag in diesen Worten. Es war entsetzlich — aber sie mußte sich mit dem Gedanken vertraut machen, daß das plötzliche Glück ihrem Manne die Sinne verwirrt habe.

Traurig, leise schlich sie davon — unbedingte Ruhe war das einzige, was ihm vielleicht noch helfen konnte! Wie schrecklich, wie furchtbar war diese jähe Wandlung von höchstem Glück zur nagendsten Sorge! —

Bald nach dem Mittagsmahl erschienen drei Freunde des Hausherrn: „Halloh, Frau Habermann, wo ist unser Glückskerl?"

Die Arme brach diesem Übermut gegenüber fast in Tränen aus.

„Ja, aber, Frau Habermann? Wo Sie heute das große Los gewonnen haben?" fragten sie bestürzt.

Frau Habermann horchte auf. „Wer hat Ihnen das gesagt mit dem Gewinn?" fragten sie bestürzt.

„Nun, der Beatus."

„Also dann ist es doch wahr!" sie seufzte erleichtert auf, „ich dachte schon, es könnte nur eine Einbildung von meinem Manne sein."

„Aber Frau Habermann!"

„Ja, ja, wenn Sie nur seine Reden gehört hätten, so würden Sie mich nicht so ungläubig ansehen! Ach, ach, was nützt mir all das Geld, wenn mein Mann darüber den Verstand verliert! Das ist ja kein Segen — das ist ja ein Fluch!" Frau Habermann rang die Hände.

Die Herren standen betreten und zeigten nach Frau Habermanns Erzählung nicht übel Lust, ganz energisch in die Klausur des Hausherrn einzudringen.

„Auf keinen Fall," erklärte diese aber sehr bestimmt, „solche Kranken dürfen nicht mutwillig gereizt werden. Und jetzt schläft er überhaupt gerade!" Die Freunde mußten wohl oder übel abziehen, aber auch sie schüttelten den Kopf . . .

IV.

Ein Jahr war vergangen. Herr Habermann bat die gemütliche Runde, die um den Kneiptisch in der Goldenen Kugel saß, um Erlaubnis, im Hinblick auf diesen schönen Erinnerungstag einige Flaschen auffahren zu dürfen.

„Genehmigt!" rief die Gesellschaft. Und eine Stimme fuhr bittend fort: „Aber dann verraten Sie unsern neuen Stammtischlern auch noch, wie Sie damals diesen schönen Tag gefeiert haben, Herr Habermann!"

„Gewiß," sagte der und lachte behaglich. „Also da kam mir plötzlich zu meinem Schrecken eine Geschichte von meinem Großvater in den Sinn, nach der dieser eine unerwartete Erbschaft am Tage des Gewinnes

mit seinen Gefährten vollständig verjubelt hatte. Und wissen Sie, meine Herren, man hört jetzt so viel von erblicher Belastung sprechen, und da schien es mir meine Pflicht zu sein, vorzubeugen. Denn ich soll diesem Großvater im Charakter so ähnlich sein wie ein Ei dem andern. Ich faßte also einen schnellen Entschluß, lief stracks nach Haus und legte mich ohne ein Wort weiter zu verlieren, ins Bett, nachdem ich die Tür verschlossen und den Schlüssel zum Fenster hinausgeworfen hatte. Da war ich vierundzwanzig Stunden vor allen Dummheiten totsicher, bis der erste Rausch vorüber war."

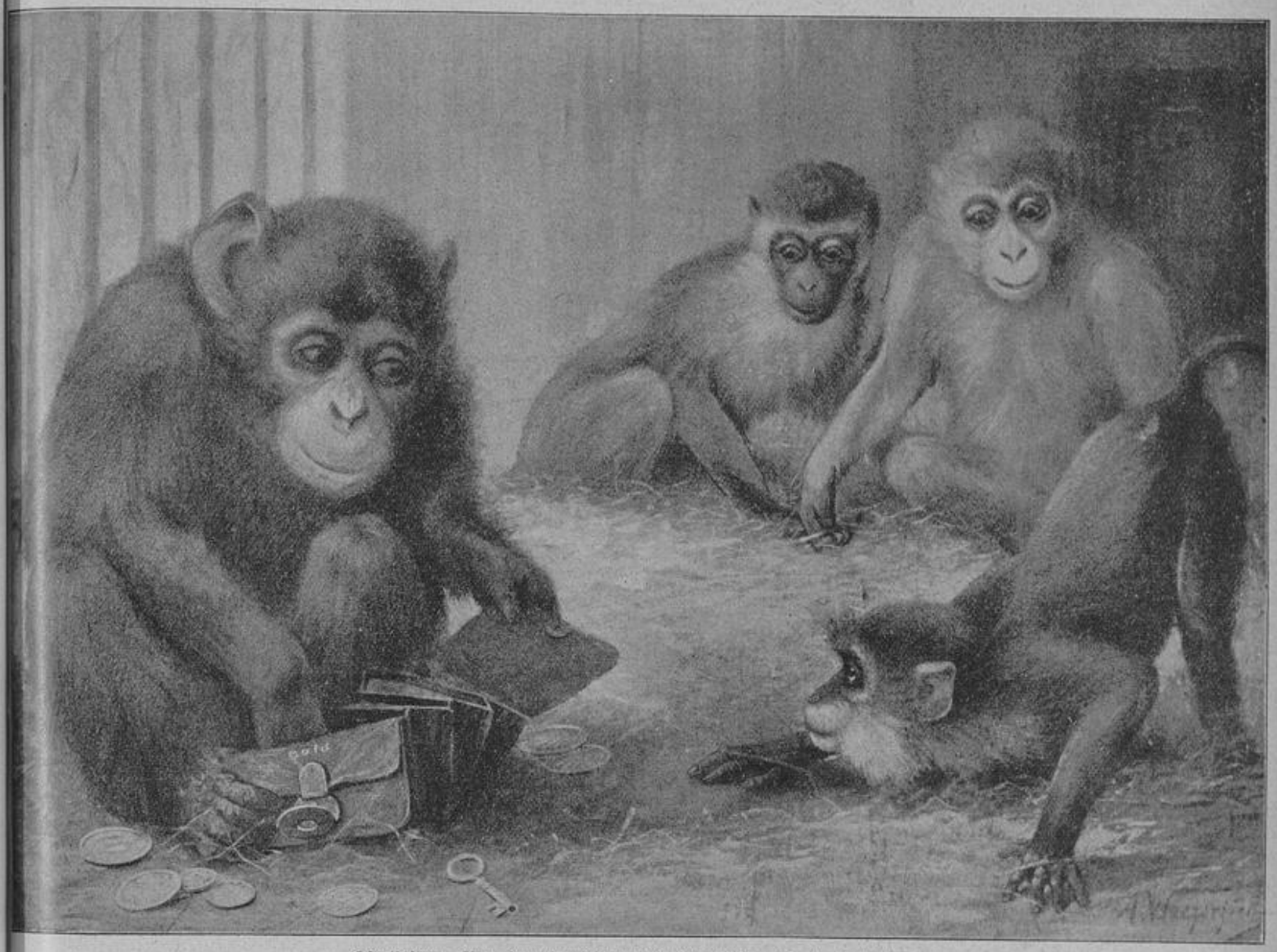
„Selbstverständlich sind es die Zähne. Beide Male hat der Mensch daran zu laborieren, wenn sie kommen und wenn sie gehen. Ich müßte mir auch einen Racker rausreißen lassen, aber dann geht es auch wieder vorüber —"

„Und dazu einen Vorderzahn — unter keinen Umständen. Wenn man erst fünfunddreißig ist —"

„Und eine eitle, junge Frau hat —"

„Das soll ich wohl sein?"

„Wer sonst? — Aber lassen wir das — schläft der Bengel?"



Die Neider. Nach dem Gemälde von A. Weczerzick. (Siehe Seite 8.)

„Potztausend!" sagte bewundernd eine Stimme. „Das nenn ich noch Klugheit . . . Herr Habermann, wenn einer, so sind Sie eines solchen Glückes würdig! Auf Ihr ganz Spezielles!"

Die Gläser klangen zusammen, und da war keiner, der nun nicht im stillen schon Pläne schmiedete, wie er sich verhalten wolle, wenn — ja, wenn das große Los einmal auf ihn fiele!

Die alte Wanduhr.

Novellette von Karl Hellesylt.

(Nachdruck verboten.)

„Jetzt kommt der schönste Teil des Tages," sagte Gutsbesitzer Schmiedebrand, indem er die Lampe näher rückte und den Band an jener Stelle aufschlug, die durch einen blauen Wollfaden gezeichnet war. „Bist Du bald fertig, Marie?"

„In einer Minute, Alterchen! Der Junge muß mir nur noch seine Flasche austrinken; hoffentlich schläft er dann; den ganzen Tag ist er heute nicht zur Ruhe gekommen; ich glaube, es sind die Zähne."

„Die Augen fallen ihm zu — so, jetzt komme ich!"

Die hübsche Blondine schlich auf Fußspitzen aus dem Kinderzimmer und machte leise die Tür hinter sich zu. Dann trat sie an das Fenster, schob den Vorhang zurück und blickte einen Augenblick in die Nacht hinaus.

„Westwind, Georg, und natürlich Regen dabei! Aber die Ernte ist ja herein und der Wind pfeift über die Stoppeln. Ach, ist das behaglich zu Hause!"

„Gewiß," nickte der Gatte, der in Ermangelung eines Stopfers mit dem Daumen den Tabak in der Pfeife zusammendrückte, „gewiß! Und jetzt wirst Du mir recht geben, wenn ich Dir Deinen Wunsch abschlug, in diesem Herbst an die See zu gehen. Denn erst mal sind Reisen überhaupt nischt mit 'nem Kinde, das noch nicht laufen kann, die Flasche kriegt und bölkt, zweitens aber muß man im Sommer das Wasser aufsuchen und nicht, wenn die Tage schon sehr kurz werden. Denke 'mal heute. Jetzt sitzt die Badegesellschaft in Saßnitz oder Misdroy, oder wo Du sonst willst, zusammengekauert im Kursaal oder unter einer Glasveranda, trinkt mäßiges Bier zu teuersten Preisen, gähnt und wagt nicht nach Hause zu gehen, weil dort alles so ungemütlich, feucht und zugig ist. Wir dagegen — in gut temperierter Stube, bei selbstgebrautem Punsch — und nun wird die „Widerspenstige" aufgeschlagen, und wir

fahren fort, wo wir gestern stehen blieben. Also, wo war es doch? Hier! Zweiter Akt, erste Szene:

„Sieh, Schwester, mir und Dir tust Du zu weh,
Wenn Du mich so zur Magd und Sklavin machst!" —

Er las eine Viertelstunde und sie hörte zu, dann tauschten sie die Rollen; endlich wurde Frau Marie müde und klappte den Shakespeare zu.

„Genug für heute!"

„Du bist müde, Mariechen! Oder gefällt Dir die Komödie nicht?"

„Ja, Georg, etwas schläfrig bin ich schon. Und mit dem anderen hast Du auch recht, wenigstens zum Teil. Einem Shakespeare gegenüber gerade heraus zu sagen: „Es gefällt mir nicht", — dazu hab' ich freilich nicht den Mut. Aber ich bin doch mit ihm etwas unzufrieden: er malt uns Frauen zu schwarz und euch Männer zu rosig."

„Hier ist nur von Katharina und Petruchio die Rede."

„Ich sehe mehr dahinter: nicht Individuen, sondern Geschlechtstypen."

„Aha! Und so fühlst Du Dich in Katharinas Niederlage mit getroffen!"

„Vielleicht ja, vielleicht nein! Bin ich wohl so trotzig und widerspenstig?"

„Na — Kind — laß gut sein! Denk' nur an die eingemachten Himbeeren, wo Du durchaus Salizyl wolltest und ich Rum als Präservativ vorschlug — oder noch besser: an die alte Wanduhr aus meinem Elternhause —"

Frau Marie zog die Stirn in Falten und schob den Shakespeare beiseite.

„Ich bitte Dich, Georg, wärm diese alte Geschichte nicht auf!"

„Siehst Du wohl, daran läßt Du Dich nicht gern erinnern!"

„Ich wüßte nicht, was mir gleichgültiger wäre!"

„Aber damals war es Dir nicht gleichgültig! Konstatieren wir hier einmal die Tatsache, daß unsere Verlobung nahe daran war, auseinanderzugehen, drei Wochen vor der Hochzeit. Und warum? — Weil Du gegen die Uhr warst!"

„Sehr hübsch! Ausgezeichnet! Das klingt gerade so, als ob ich aus bloßer Kaprice, aus reiner Laune und um Dich zu ärgern, gegen die Uhr gewesen bin. Wir wollen aber doch auch die Begründung nicht vergessen: Papa hatte Dir das reizende Arbeitszimmer ausgesucht, in dem wir jetzt sitzen. Jedes Stück Handarbeit, keine Leiste, die nicht massiv wäre, wie für hundert Jahre gearbeitet. Und dazu die seltenen Stiche aus der Kunsthandlung. Und in dieses kleine Paradies von reinstem holländischen Stil sollte die greuliche alte Wanduhr hinein, dieses Monstrum, das bei jedem Glockenschlage schnurrt und surrt, wie eine Dampfmaschine oder wie Deine Lokomobile beim Dreschen, dieser wurmstichige alte Kasten!"

„Das ist er, ja, Marie, das ist er. Ein schnurrender alter Kasten; wenn Du aber tiefer nachdenkst, dann wirst Du ihn doch in anderem Lichte sehen. Als diese Uhr schlug, kam ein Kindlein in diese Welt, das jetzt als Mann Dir gegenüber sitzt; beim Klang dieser Glocke legte mein guter Vater sein Haupt auf das Kissen, um es nie mehr zu erheben. Zu diesem Zifferblatt haben fröhliche Kinder aufgesehen, die es kaum abwarten konnten, bis die weihnachtliche Tanne erglänzte. An diesem Zeiger hingen die tränenfeuchten Augen der Hinterbliebenen, als sie den Sarg hinaustrugen. Lust und Leid hat sie ausgeschlagen durch drei Menschenalter, und darum ist sie mir ans Herz gewachsen, wie ein lebendes Wesen — der alte wurmstichige Kasten, der nicht in den feinen vlämischen Stil hineinpaßt!"

Frau Marie huschte um den runden Tisch herum, als sie ihren Mann so, und nicht ohne einige Bitterkeit, sprechen hörte. Sie setzte sich auf seine Knie und schlang den Arm um seinen braunen, sonnenverbrannten Nacken.

„Sei gut, Georg, alter Brummbär. Schließlich habe ich ja doch nachgegeben."

„Richtiger gesagt, wir haben einen Kompromiß geschlossen."

„Und sie in die Kinderstube gehängt."

„Wo sie aber stehen muß und nicht schlagen darf, denn sonst könnte der junge Herr nervös werden! Lieber Gott, mein Vater und alle seine Brüder und ich, wir alle sind dabei aufgewachsen und nicht nervös geworden!"

„Damals schnurrte sie wohl noch nicht so. Unser Peter wacht jedesmal auf, wenn sie schlägt."

„Ach — er denkt gar nicht dran. Wie man sich so etwas nur einbilden kann, Frau. Der Jung' hat einen viel zu festen und gesunden Schlaf."

Frau Marie stand empört auf: „Das werde ich als Mutter doch wohl besser wissen. Beim leisesten Geräusch wird das Kind wach."

„So gewöhne es an Geräusche. Es wird später auch nicht immer in tiefster Totenstille schlafen können. Donnerschlag! Ich verbitte mir überhaupt diese Verpäppelung! Ein Junge von einem Jahr kann schon etwas vertragen! Von heute ab hört mir alles auf: der Lutschpfropfen, diese lächerliche Todesangst vor jedem Luftzug, vor jedem Geräusch. Und damit Du siehst, daß ich Ernst mache, so wird sofort die alte Uhr aufgezogen und in Gang gesetzt. Laß sie schlagen, so toll sie kann, und laß den Bengel brüllen nach Herzenslust. Uhren sind zum Gehen da, und Schrei-Kinder — Gedeih Kinder!" —

Er erhob sich, ging in die Nebenstube, zog das Uhrwerk auf, regulierte die Zeiger und setzte den Pendel in Bewegung. Dann folgte er seiner Gattin, die in lichter Empörung das Zimmer verlassen und sich zum Schlafgemach begeben hatte, ohne ihren Mann auch nur eines Wortes zu würdigen. — — —

Sonst küßten sich die Gatten vor dem Zubettegehen; heute suchte ein jeder stumm sein Lager auf. Das Licht wurde ausgelöscht und dann lagen sie da und lauschten: es konnte ja nicht mehr lange dauern, dann mußte es „Elf" schlagen. Frau Marie fürchtete sonst die nächtliche Störung, aber heute erhoffte sie mit Sehnsucht, daß unmittelbar nach dem geräuschvollen Glockenschlag die gellende Stimme des kleinen Peter ertönen würde. Dann konnte „er" sehen, daß sie doch recht hatte. Der Hausherr dagegen erwartete das Gegenteil: daß nach dem Glockenschlag alles so still und stumm blieb, wie vorher. Dann wollte er sagen: „Siehst Du wohl? Alles Einbildung!"

Fast endlos erschienen den Wartenden die Minuten; endlich ertönten elf heisere, tiefe Töne durch das stille Haus. — —

„Nun, was sagte ich, Marie? Er schläft wie ein Murmeltier."

„Keine Spur! Ich höre deutlich, wie er sich im Bett bewegt."

„Das kannst Du doch durch die Wand nicht hören."

„Natürlich kann ich das hören, die Tapetentür ist ja so dünn. Jetzt — zum Beispiel — wie es knackt."

„Ja," sagte der Gutsherr, „ich höre auch etwas, aber das kann der Junge nicht sein. Es ist, als ob etwas fiel und — großer Gott — ich glaube, ich habe das Licht brennen lassen, als ich die Uhr —"

Er vollendete nicht den Satz, sprang aus dem Bett und lief durch das dunkle Zimmer nach der Tür zum Kinderzimmer. Eine lichte Flamme und dicker Qualm schlugen ihm entgegen. Der starke große Mann wurde blaß wie die Wand und taumelte zurück; aber es war nur der Bruchteil einer Sekunde; dann stürzte er zu der Wiege und riß den kleinen Jungen aus den Kissen. Der, aus tiefem Schlaf erweckt, begann jetzt fürchterlich zu brüllen und damit kund zu tun, daß ihn weder Geräusch noch Geruch der angebrannten Gardine irgendwie in seiner Ruhe beeinträchtigt hatte. —

Nach zwei Minuten war der Schaden beseitigt, den das niedergebrannte Licht angerichtet hatte, und der kleine Peter, durch einen Löffel Honig begütigt, schlief schon wieder seinen tiefen, gesunden Kinderschlaf. Aber die Eltern schliefen nicht; sie hatten sich zu sehr erschreckt und tauschten leise ihre Empfindungen aus.

„Man lernt eben niemals aus," sagte der Gatte, „und mir, der ich mit Feuer so vorsichtig bin, der ich in keinen Stall mit der Pfeife gehe, mir mußte das passieren! Die infame Uhr! Daß ich auch noch so spät daran herumbasteln mußte!"

„Schilt sie nicht," erwiderte Frau Marie, „schilt sie nicht Jetzt muß ich sie in Schutz nehmen. Daß das Licht brennen blieb, war unsere Schuld. Denn sonst sehe ich immer noch einmal vor dem Schlafengehen nach dem Jungen, heute aber, im Ärger über unsern Wortwechsel, unterließ ich es. Wie, wenn wir nun sofort eingeschlafen wären?! Ich mag den Gedanken in seiner Entsetzlichkeit nicht ausdenken. Wir waren Schuld, ja! Aber die alte Uhr tat ihre Schuldigkeit: die schlug, wir horchten auf sie und entdeckten die Katastrophe. Morgen soll sie den Ehrenplatz im Hause erhalten."

Unsere Bilder.

Zu den prächtigsten alten Renaissancebauten, die wir in Deutschland haben, gehört das Rattenfängerhaus in Hameln. Es führt seinen Namen zum Andenken an folgende durch verschiedene Dichter und Komponisten verherrlichte Sage: Am 26. Juni 1259 soll ein Zauberer mittels einer Pfeife alle Ratten der Stadt und Umgegend in die Weser geführt, aber als die Hameler den ihm versprochenen Lohn nicht zahlten, eine andere Weise geblasen haben, worauf ihm sogleich alle Kinder, 130 an der Zahl, nach dem Koppelberge in der Nähe der Stadt gefolgt seien. Dieser habe sich aufgetan und, nachdem Mann und Kinder hineingegangen waren, wieder geschlossen. Nur ein einziges Kind, das sich verspätet hatte, kam zurück und erzählte die Begebenheit. Nach einiger Zeit läßt die Sage die Verschwundenen in Siebenbürgen zum Vorschein kommen und dort eine deutsche Kolonie begründen. — „Am Golde hängt, nach Golde drängt doch alles." Daß diese Worte Gretchens im „Faust" nicht nur auf das goldlüsterne Geschlecht des Menschen Geltung haben, sondern daß sie auch teilweise auf die Tierwelt angewendet werden können, beweist in humoristischer Weise das Gemälde von A. Weczerzick „Die Neider". Die drolligen Vierhänder sind neidisch auf ihren vom Glück mehr begünstigten Kollegen, der mit der argwöhnischen Miene eines echten Geizhalses in seinen Schätzen herumwühlt und trotz seines Überflusses niemand andern davon auch nur einen kleinen Teil abgibt. Das erheiternd wirkende Mienenspiel des Affen ist von dem Maler besonders geschickt aufgefaßt und wiedergegeben worden.

Gedankensplitter.

Wenn dir der Himmel Herbes schickt,
Gebiete deinen Schmerzen!
Nicht jedem klage, was dich drückt,
So mancher, der wie Mitleid blickt,
Ist schadenfroh im Herzen.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Schippang, Düsseldorf.
Druck der Düsseldorfer Verlags-Anstalt Akt.-Ges., Neueste Nachrichten.